

Von Friedrich Meißner.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß!“

Ein kleines Häuschen an der Landstraße, oben außerhalb des Städtchens. Vor dem Häuschen ein schmaler Garten. Darin zwei Apfelbäume, der eine rechts, der andere links von der Hausthür. Eine Lausterhecke teilt den Garten von der Straße, die rechts zum Städtchen, links nach der Station der Eisenbahn führt.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß.“ sagte das Mädchen und legte seine Hand liebend auf die der Mutter. Dabei wendete es die schönen blauen Augen mit sehndem Ausdruck der Thür zu, und auch die Blinde lehrte ihre Antlitz nach derselben Richtung.

Es war dies seit langer Zeit eine Gewohnheit der beiden. Immer von neuem schauten sie nach der Thür, in Erwartung des Einen, der doch immer kam, weder in den langen Sommertagen, noch an den ruhigen Winterabenden. Sie unterhielten sich auch kaum von etwas anderem; die erwartete Ankunft jenes Einen war der Hauptgegenstand ihrer Gespräche, der Hauptinhalt ihres Lebens.

Und jetzt näherte das Leben der Mutter sich seinem Ende und es hatte den Anschein, als sollte die große, die einzige Hoffnung derselben unerfüllt bleiben. Die Greisin ahnte, daß ihre Tage gezählt waren, die Tochter wußte dies ganz genau.

Beide klammerten sich fast unbewußt an die Gegenwart. Es war so hart, sterben zu müssen, ohne des Herzens innigste Hoffnung erfüllt, ohne die stille, gebuldige Ergebung belohnt zu wissen.

Es war auch so grausam, dem Mädchen die liebe Bürde, die blinde, hilflose Mutter, zu entreißen; denn solch eine Bürde ist ein Halt und ein Schutz, eine theure Pflicht, ja oft das größte Glück, das die Vorlesung einem Menschenkinde zu Theil werden läßt.

Es war nicht neues, das Warten auf den verlorenen Sohn; die Tochter war während der Zeit dieses Wartens herangewachsen, sie konnte den Bruder gar nicht. Seit die Augen der alten Mutter erblindet waren, hatte ihr Herz kluglich von dieser Hoffnung gezeitet.

Vor nunmehr achtzehn Jahren hatte der Sohn das Haus verlassen, in leidenschaftlicher Empörung gegen den Vater, dessen einzige Schuld die übergroße Liebe gewesen, die er für den Eigensinnigen und Verzogenen gehegt. Für Robert war ihm nichts zu gut, kaum etwas zu genau gewesen. Er selber hatte sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einer geachteten Lebensstellung emporgearbeitet, mit vielen Mühen und unter großen Entbehrungen; seinem Sohn sollte es anders geübet werden.

Der begabte aber gänzlich verirrte Anabe wurde auf das Gymnasium und dann auf die Universität geschickt; er kam in Verhältnisse, von denen der alte Vater daheim keine Ahnung hatte. Nebenwärtig, leichtsinnig, genussüchtig und gewissenlos, geizt er bald auf die abschüssige Bahn, auf der schon so mancher Student in's Verderben geheren ist; rücksichtslos beutete er des verblendeten Vaters Unwissenheit aus, bis er schließlich am Ende angelangt war. Jetzt gingen dem Vater die Augen aus; find solch einem beschränkten Menschen die Augen aber geöffnet, dann verhärtet sich ihm gewöhnlich das Herz zu Stein.

Allein, der Ersehnte kam nicht. Die Mutter wurde langsam und elend, und Johanna ordnete an, daß sie bei nicht ganz günstigem Wetter das Bett während des ganzen Tages nicht verlassen dürfe. Sie wußten beide, was das bedeutete, aber man kam darüber hinweg, wie man über alles hinwegkommt, und Frau Lent war und blieb fortan bettlägerig. Aber noch immer sagte sie: „Er kommt wieder, Johanna; unser Robert kommt wieder.“

Dann ging das Mädchen an's Fenster, schlug die Gardine zurück und schaute links die einsame Landstraße hinab, so weit sie sehen konnte; denn von dort mußten die Leute kommen, die mit der Eisenbahn anlangten.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß!“ das war unwandelbar ihre Antwort.

Eines Tages, als sie wieder zum Fenster getreten war, stieß sie einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, der beinahe erschrocken und furchtsam klang.

„Mutter, es kommt jemand,“ sagte sie erregt, „ein Mann!“

Die alte Frau richtete sich im Bett auf und starrte mit den blinden Augen erst nach dem Fenster, dann nach der Thür.

Beide warteten mit verhaltenem Athem. Der Mann blieb vor dem Häuschen stehen; sie hörten die Gartenthüre öffnen. Als Johanna sich umwendete, bemerkte sie, daß ihre Mutter ohnmächtig geworden war. Der Anfall ging jedoch schnell vorüber; als sie das Bett erreichte, war die Kranke schon wieder bei Besinnung.

„Geh,“ sagte die alte Frau, mühsam nach Athem ringend; „geh, Kind, — geh und laß ihn herein.“

Johanna eilte aus dem Zimmer, über den engen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur zur Hausthür, die sie aufschloß. Draußen stand ein hochgewachsener Mann von etwa fünfundsiebzig Jahren und so braun von Angesicht, wie die Sonne Deutschlands dies nicht zu Wege zu bringen vermag. Mit eigenthümlich forschendem Blick schaute er in die erregt und gespannt zu ihm empor gehobenen blauen Augen.

„Komm ich zu spät?“ fragte er, und sein Wohlgefallen schien, als erhoffte er eine bejahende Antwort.

„Nein, Robert,“ sagte sie. „Aber halt muß es zu Ende gehen mit der Mutter. Du kommst gerade zur rechten Zeit.“

„Du warst ja ein Soldat da draußen in der Fremde. Dein Gesicht ist ein wenig rauh und gewiß auch recht sonnenverbrannt. Doch was ist dies, Robert? Was ist dies an Deiner Stirn? Eine Narbe?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann, zum ersten Mal die Mutter anredend. „Das ist ein Kniehieb. Ich erhielt ihn im Kriege gegen die Peruaner.“

„Im Kriege gegen die Peruaner!“ wiederholte die Mutter leise und ernst. „Höre doch, Johanna!“

„Ich bin Major in der Chilenischen Armee,“ berichtete er weiter, „überdies viel mehr, ich war das, ehe ich abgedankt habe.“

Die blinden Augen der Greisin hefteten sich starr auf sein Gesicht; es schien, als lausche sie dem Widerhall einer anderen Stimme in den tiefen, ruhigen Tönen der seinen.

„Deine Stimme ist tiefer, viel tiefer, als die Deines Vaters gewesen ist,“ nahm sie dann wieder das Wort, immer ihre bebenden Finger noch inniger liebevoll über sein Gesicht hinstreifend und die Narbe verfolgend, die von der Stirn bis an das Ohr reichte. „Das hätte Dich das Auge kosten können, Robert. Versprich mir, lieber Sohn, nie wieder in den Krieg zu ziehen.“

„Ich ver spreche es,“ sagte er, ohne aufzublicken.

Das war die Zeit, daß er so lange Ersehnten. Er war zur rechten Zeit gekommen, an einem Nachmittage, wie seine Mutter und seine Schwester sich das auch immer gedacht hatten.

Und doch fehlte es ihm etwas, es war nicht so, wie es eigentlich hätte sein müssen. Freilich, die humpelnde, verwundene Sinne der alten Frau merkten nichts davon. Ihr Sohn, ihr Robert, war augenscheinlich eine in sich gefehrte Natur; er redete nicht mehr, als es bringen nöthig war. Er nahm die Dinae, wie sie kamen. Dabei schien er sich unter einem gewissen Zwange zu befinden, non-entlich Johanna gegenüber.

Dieser entging dies keineswegs, allein selbst ihre eigene, noch sehr begrenzte Menschenkenntniß hatte sie bereits gelehrt, daß solches häufig dieß ist großer, blonder und blauäugiger Mann zu sein pflegt. Die machen nicht viel von sich, die gehen ruhig und gemach durchs Leben und lassen manches ungesagt und ungethan, was sie, nach der Meinung anderer Leute, wohl hätten sagen und thun müssen.

Nachdem die erste Aufregung des Wiedersehens sich allmählig hatte gelagert, man zu der Erkenntniß, daß Robert wirklich keinen Tag später hätte eintreffen dürfen. Noch ehe der Abend hereinbrach, fand die Mutter in einen tiefen, festen Schlaf, der den gegen Abend vordringenden Art zu einem Kopfschütteln veranlaßte.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß.“ sagte das Mädchen und legte seine Hand liebend auf die der Mutter. Dabei wendete es die schönen blauen Augen mit sehndem Ausdruck der Thür zu, und auch die Blinde lehrte ihre Antlitz nach derselben Richtung.

Es war dies seit langer Zeit eine Gewohnheit der beiden. Immer von neuem schauten sie nach der Thür, in Erwartung des Einen, der doch immer kam, weder in den langen Sommertagen, noch an den ruhigen Winterabenden. Sie unterhielten sich auch kaum von etwas anderem; die erwartete Ankunft jenes Einen war der Hauptgegenstand ihrer Gespräche, der Hauptinhalt ihres Lebens.

Und jetzt näherte das Leben der Mutter sich seinem Ende und es hatte den Anschein, als sollte die große, die einzige Hoffnung derselben unerfüllt bleiben. Die Greisin ahnte, daß ihre Tage gezählt waren, die Tochter wußte dies ganz genau.

Beide klammerten sich fast unbewußt an die Gegenwart. Es war so hart, sterben zu müssen, ohne des Herzens innigste Hoffnung erfüllt, ohne die stille, gebuldige Ergebung belohnt zu wissen.

Es war auch so grausam, dem Mädchen die liebe Bürde, die blinde, hilflose Mutter, zu entreißen; denn solch eine Bürde ist ein Halt und ein Schutz, eine theure Pflicht, ja oft das größte Glück, das die Vorlesung einem Menschenkinde zu Theil werden läßt.

Es war nicht neues, das Warten auf den verlorenen Sohn; die Tochter war während der Zeit dieses Wartens herangewachsen, sie konnte den Bruder gar nicht. Seit die Augen der alten Mutter erblindet waren, hatte ihr Herz kluglich von dieser Hoffnung gezeitet.

Vor nunmehr achtzehn Jahren hatte der Sohn das Haus verlassen, in leidenschaftlicher Empörung gegen den Vater, dessen einzige Schuld die übergroße Liebe gewesen, die er für den Eigensinnigen und Verzogenen gehegt. Für Robert war ihm nichts zu gut, kaum etwas zu genau gewesen. Er selber hatte sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einer geachteten Lebensstellung emporgearbeitet, mit vielen Mühen und unter großen Entbehrungen; seinem Sohn sollte es anders geübet werden.

Der begabte aber gänzlich verirrte Anabe wurde auf das Gymnasium und dann auf die Universität geschickt; er kam in Verhältnisse, von denen der alte Vater daheim keine Ahnung hatte. Nebenwärtig, leichtsinnig, genussüchtig und gewissenlos, geizt er bald auf die abschüssige Bahn, auf der schon so mancher Student in's Verderben geheren ist; rücksichtslos beutete er des verblendeten Vaters Unwissenheit aus, bis er schließlich am Ende angelangt war. Jetzt gingen dem Vater die Augen aus; find solch einem beschränkten Menschen die Augen aber geöffnet, dann verhärtet sich ihm gewöhnlich das Herz zu Stein.

Robert Lent mußte der Heimath den Rücken kehren, aber noch ehe er in Amerika gelandet war, hatte sein Vater bereits die letzte, viel längere Reise angetreten.

Der Taugenichts hatte noch so viel Gefühl und Ehre im Leibe gehabt, seiner verwitweten Mutter nach einiger Zeit die kleinen Summen wieder zu ersuchen, die sie sich abgedarbt u. ihm in's Ausland nachgeschickt hatte; dann aber blieben die Nachrichten von ihm bald aus. Das Letzte, was die alte Frau erfuhr, war, daß Robert nach Chile gegangen, und daß dort ein großer Krieg ausgebrochen sei; ihre Hoffnung, daß er wieder heimkehren würde, aber wurde dadurch nicht erschüttert.

„Er kommt wieder, Johanna,“ pflegte sie zu sagen, „unser Robert kommt wieder.“

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.

„Noch sechs Monaten komme ich wieder,“ erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thüre hinter sich zu.